

Walter Haas

Sprachwandel in *apparent time* und in *real time*

Einige Beobachtungen anhand des Senslerdeutschen, zugleich eine *hommage* an die *tempora Friburgensia necnon Supramontana Seeboldii*

1.

*Aneli, wa hesch dù dä Schatz ufgjagt,
wen i di fraage tarf?
I bün ùf Obermunte
ga bäte fürn a Maa.*¹

Die alemannische Mundart des Sensebezirks² im zweisprachigen Kanton Freiburg gehört zu den wenig bekannten Varietäten des Schweizerdeutschen, ironischerweise aber gleichzeitig zu den am besten erforschten. Die Unbekanntheit der Mundart ist in der demographischen Kleinheit und der geographischen und kulturellen Randständigkeit dieser katholischen Region begründet, die im Norden und Osten an protestantische Nachbarn, im Süden an die Voralpenkette³, im Westen aber an das französische Sprachgebiet grenzt. Ihrer Isolation verdankt die Mundart ausgeprägte Besonderheiten, die sich wie üblich aus erhaltenen Relikten und kleinräumigen Sonderentwicklungen zusammensetzen; für die Relikte ist charakteristisch, dass es sich sowohl um alpine Besonderheiten handeln kann, die in diesem schmalen Randstreifen der Alemannia ungewöhnlich weit nach Norden reichen, oder aber um nördliche Eigenheiten, die hier ungewöhnlich weit nach Süden vorstossen.⁴ Die soziale Distanz zu den deutschsprachigen Nachbarn hat zu starken Isoglossenbündeln entlang der Grenzen des Bezirks geführt: Das Senslerdeutsche ist eine ausgeprägte, kleinräumige und periphere Mundart. Die Ungewöhnlichkeit der senslerdeutschen Merkmalskombination

¹ Offiziell illustrieren die Strophen aus dem Obermonter-Lied die hier behandelte Mundart. Eigentlich aber sind sie für Hertha.

² Über Geographie, Geschichte, Kultur und Wirtschaft der Region orientiert nun Boschung (1998).

³ Unmittelbarer freiburgischer Nachbar im Süden sind die frz.-sprachige Gemeinde Charmey und die dt.-sprachige Gemeinde Jaun, die politisch zum frz.-sprachigen Greyerz-Bezirk gehört und auch geographisch-verkehrstechnisch durch eine Voralpenkette vom Sensebezirk getrennt ist. Zur eigenständigen Jauner Mundart vgl. Stucki (1917), einen konzisen Abriss verdanken wir dem ehemaligen Seebold-Assistenten Max Bürgisser (1988).

⁴ Eine kurze Charakterisierung gibt Hotzenköcherle (1985), 227ff., eine populäre Darstellung stammt von den Seebold-Schülern Moritz Boschung und Josef Catillaz (1985).

veranlasste die Sprecher (früher mehr als heute)⁵, "ausser Landes" die auffälligsten Besonderheiten ihrer Sprechweise abzulegen, was nicht zur Bekanntheit der Mundart beitrug. Seit den sechziger Jahren ist mit dem Kanton Freiburg als Ganzem auch dieses Gebiet in einem starken sozioökonomischen Wandel begriffen, wodurch es vollends zum Eldorado für die Dialektologen geworden ist. Denn die Sprachwandelforschung kann erwarten, dass hier sprachlich besonders "viel los" sein dürfte, während die historisch ausgerichtete Mundartforschung noch immer auf eine reiche Ausbeute an "Relikten" hoffen darf.

1916 bis 1919 hat Walter Henzen, ein Deutschfreiburger und nachmaliger Ordinarius für germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Bern, eine grosse Erhebung der Sensler Mundart für seine Dissertation durchgeführt, die als Band 16 von Albert Bachmanns junggrammatischen Beiträgen zur Schweizerdeutschen Grammatik erschien (Henzen 1927). In den Jahren 1953 bis 1956 erfolgten die Aufnahmen für den "Sprachatlas der deutschen Schweiz" (SDS) durch Robert Schläpfer. Schliesslich hat Elmar Seebold während der Zeit, in der er an der Universität Freiburg/Fribourg lehrte und im tiefsten Sensebezirk den Garten pflegte, eine Reihe von variationslinguistischen Lizentiatsarbeiten angeregt⁶, von denen drei die Sensler Mundart betrafen. Es wäre für seinen damaligen Assistenten und jetzigen Nachfolger auf dem Freiburger Lehrstuhl eine Verletzung elementarster Regeln suebisch-alemannischer Gefolgschaftstreue, würde ich ihm zu seinem Fest andere Blumen übersenden als *Meijen ùs ùm Seiselann*.⁷

2.

⁵ Diese Einschätzung beruht nur auf einem (von jüngern Sprechern bestätigten) Eindruck, und die Kehrseite der Medaille darf nicht unerwähnt bleiben: Ermöglicht wird die geringere "Anpassung" im Phonetischen wie in allen schweizerdeutschen Mundarten durch einen massiven Verlust an kleinregionalem Wortschatz (vgl. dazu auch Christen in Vorb). Die unter Elmar Seebold entstandene Untersuchung von Marlise Egger hat eindrücklich gezeigt, dass auch morphosyntaktische Besonderheiten des Senslerdeutschen gefährdet sind, etwa das flektierte prädikative Adjektiv und die Passivumschreibung mit *choo* 'kommen' statt mit "werden" (vgl. das Beispiel aus dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn, Abschnitt 5). Dagegen scheint die rein morphologische Angleichung an verbreitetere Muster etwas weniger häufig zu sein, wie die Seebold-Schüler Götschmann und Catillaz aufweisen konnten (Christen 1993).

⁶ Eine Zusammenfassung dieser ungedruckten Arbeiten veröffentlichte Helen Christen, auch sie eine ehemalige Schülerin und Assistentin Elmar Seebolds (Christen 1993).

⁷ 'Blumen aus dem Senseland'. Die Schreibung der Mundartbeispiele in diesem Aufsatz folgt der ortsüblichen Anpassung der 1938 von Eugen Dieth vorgeschlagenen Schweizerdeutschen Dialektschrift (Dieth/Schmid-Cadalbert 1986). Nur wenn grössere Genauigkeit nötig ist und für die Umsetzung der Lautschriften Henzens und des SDS wird IPA (in eckigen Klammern) verwendet.

Es gehört zu den Verdiensten der neuern Soziolinguistik, besonders William Labovs, mit dem Vorurteil aufgeräumt zu haben, Sprachwandel entziehe sich der Beobachtung.⁸ Wenigstens in jenen Phasen des Prozesses, in denen ein Wandel sich durch die Sprachgemeinschaft (und gleichzeitig durch die Sprache) ausbreitet, können seine Spuren fassbar werden, wenn die Forschung ihre Aufmerksamkeit statt auf die Sprachproduktion des Individuums auf das Sprachverhalten der Gemeinschaft richtet. Wenn verschiedene Generationen systematisch verschiedene Varianten der gleichen sprachlichen Variablen zeigen, dann besteht der Verdacht, dass diese synchronen Unterschiede diachron ungleiche Sprachzustände abbilden: Die ältesten Sprecher produzieren Varianten, die in ihrer Jugend allein herrschend waren, während die Varianten der jüngsten Sprecher Neuerungen darstellen, die lange nach den Varianten der Alten entstanden sind. So können die sprachlichen Altersunterschiede als ein weiteres Beispiel für die "Gleichzeitigkeit des Ungleichen" aufgefasst werden, sie verweisen auf den Wandel in der "sichtbaren" Zeit, auf *change in apparent time*. Als einer der ersten Dialektologen hat Louis Gauchat seine Aufmerksamkeit ausdrücklich auch auf die Inhomogenität innerhalb mundartlicher Sprachgemeinschaften und insbesondere auf die systematischen Generationenunterschiede gerichtet. Sein Untersuchungsobjekt war ebenfalls eine Mundart des Kantons Freiburg, von jenseits der Sprachgrenze diesmal, und die Arbeit über das Frankoprovenzalische von Charmey kam dank der häufigen Zitierung durch William Labov zu späten internationalen Ehren (Gauchat 1905).

Aber nicht alle sprachlichen Generationenunterschiede müssen zwangsläufig auf verlaufenden Sprachwandel verweisen. Es ist denkbar, dass es sich um Altersstufungen handelt, um *age grading*, das heisst, um einen Prozess, den jedes Individuum durchläuft, indem es im Alter andere sprachliche Varianten bevorzugt als in seiner Jugend (Labov 1994: 45). Und selbst wenn die Generationenunterschiede tatsächlich verlaufenden Sprachwandel reflektieren sollten, ist durchaus nicht gesagt, dass der Wandel tatsächlich zur Vollendung kommen wird – es ist möglich, dass ein Veränderungsprozess abgebrochen oder sogar rückgängig gemacht wird.

Auch die feinste Untersuchungsmethodik erlaubt keine absolut sicheren Prognosen. Um zu wissen, ob ein realer Sprachwandel sein Ziel erreicht hat, bedarf es der Nachprüfung nach einigen Jahrzehnten, sei es bei den gleichen Sprechern (*panel study*) oder bei einer neuen Auswahl aus der Sprachgemeinschaft (*trend study*, vgl. Labov 1994: 44). Die Sursler Mundart ist ein geeignetes Objekt für solche Studien, da sie seit dem Anfang des Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Dialektologie gefunden hat, auch wenn sich die

⁸ Labov (1994) fasst nun die Überlegungen zu den allgemeinen Voraussetzungen und den innerlinguistischen Bedingungen des Wandels sowie zur Methodologie souverän zusammen.

Erkenntnisinteressen, wie bei lebendigen Wissenschaften üblich, nicht decken. Mit den Erhebungen Henzens von 1916 und des SDS von 1956 besitzen wir vertrauenswürdige Material, das mit vierzig Jahren Abstand gewonnen wurde; wiederum vierzig Jahre später hat Anita Piller einige Phänomene, die schon bei Henzen Variation zeigte, neu untersucht (Piller 1996). Sie befragte in fünf über das Gesamtgebiet verteilten Orten je vier Personen der jüngeren (20-30 Jahre) und der älteren Generation (über 70 Jahre); jede Generation setzte sich aus zwei Frauen und zwei Männern zusammen. Zugunsten der Vergleichbarkeit mit den älteren Unternehmen wurden fast ausnahmslos Personen mit bäuerlichen und handwerklichen Berufen ausgewählt, bei denen fünf verschiedene Wortlisten abgefragt wurden. Zeitgenössisches Material stammt ferner aus einer Umfrage, die Christian Schmutz 1997 für ein geplantes Senslerdeutsches Wörterbuch durchgeführt hat. Auf diesen drei "Zeitschnitten" beruhen die folgenden drei kleinen Fallstudien.

3.

Die Vokalisierung von altem *l* zu [w] ist der "erfolgreichste" schweizerdeutsche Lautwandel der Gegenwart. Vokalisiert wird der Lateral in drei Lautumgebungen: (1) nach Vokal vor Konsonant (*Salz* > *Sauz*); (2) in der Geminate (*Wälle* > *Wäuwe* 'Welle'); (3) im auslautenden Morph *-el*, das als *-u* erscheint (*Vog(ell)* > *Vogu* 'Vogel'). Als Ursprungsgebiet wird die ländliche Region des bernischen Oberaargau vermutet, von dort aus hat diese *l*-Realisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das ganze westliche Schweizerdeutsche erobert.⁹

Bereits 1916 stellte Henzen im Senslerdeutschen das Vorhandensein der Vokalisierung in den Umgebungen (1) und (3) fest; da diese Mundart Geminaten vereinfacht, fällt die Umgebung (2) für die Vokalisierung aus (*Wäla* 'Welle'). Im Rahmen von Henzens umfassender historischen Grammatik des Senslerdeutschen kommt der Vokalisierung eine nebensächliche Stellung zu; so können von ihm keine exakten Prozentwerte für vokalisierte und nicht vokalisierte *l*-Realisierungen erwartet werden, wie wir sie von einem modernen Soziolinguisten zu Recht verlangen würden, der seine gesamte Aufmerksamkeit einigen wenigen Variablen schenken darf. Dennoch sind Henzens Ausführungen recht detailliert: "Im Inlaut vor Konsonant und im Auslaut steht [ɣ], das sich in verschiedenem Grade zu [w] entwickelt hat. Diese Entwicklung [ɣ] > [w] geht in zwiefacher Richtung: von der alten Generation zur jungen, vom Ober- zum Unterland. [...] Im untern S[ensebezirk] [kann] bei der alten, im Mittelland und obern S[ensebezirk] z.T. auch bei der mittlern Generation [ɣ] noch

⁹ Ein knapper Überblick über die Vokalisierung in den dt. Dialekten findet sich bei Haas (1983), die ausführlichste soziolinguistische Darstellung für das Schweizerdeutsche bei Christen (1988).

als vorherrschend bezeichnet werden; im O[berland] ist es hier durchaus Regel" (1927: § 173). Mit einiger Vorsicht können diese Angaben folgendermassen schematisiert werden:

	Unterland	Mittelland	Oberland
junge Generation	w	w/l	l/w
mittlere Gener.	w	l/w	l
alte Generation	l/w	l	l

Schon Henzen vermutete aufgrund seines Befundes, dass hier ein klassischer Sprachwandel im Gange sei, dessen Anstoss vom Mittelbernsichen ausgegangen sei und innerhalb des Freiburgischen zuerst das benachbarte Unterland erobert habe, wo er bereits bei der alten Generation angekommen sei, um dann aufs Mittelland und von dort auf das Oberland überzugreifen. Henzen zweifelte allerdings noch daran, ob der Wandel "je zu Ende geführt werden wird" (1927: 235).

Vierzig Jahre später lässt der SDS keinen Zweifel mehr daran, dass die *l*-Vokalisierung auf dem besten Wege war, "zu Ende geführt" zu werden (SDS II, 147-150). Die Gewährspersonen waren alle über sechzig Jahre alt, vertraten also Henzens junge, einige vielleicht seine mittlere Generation. Von den elf senslerdeutschen Belegorten (FR 3-13) werden acht als vokalisierend bezeichnet; die von Henzen als Normallautung angegebene velarisierte [ɫ]-Realisierung kommt nur noch im südlichsten Belegort (FR 13) vor, umgekehrt verzeichnet der SDS zwei nicht-vokalisierende Orte (FR 10, 11). Das Verhalten von FR 10 ist sowohl geographisch wie sozial unerklärlich, während die Abweichung des südlicher gelegenen FR 11 darauf zurückgeführt werden könnte, dass hier ein historisch, sprachlich und volkskundlich versierter Lehrer als Gewährsperson für die gesamte Aufnahme diente (Hotzenköcherle 1962: 125). Der Wandel erwies sich insofern immer noch als fragil, als sich ihm unter geeigneten soziolinguistischen Konstellationen immer wieder Einzelpersonen entziehen konnten. Bis heute hat sich in mundartbewussten Kreisen die Erinnerung daran gehalten, dass die *l*-Vokalisierung im Bezirk "eigentlich fremd" sei.

Dennoch stellt Piller wieder vierzig Jahre später fest, dass der Lautwandel nahezu ausnahmslos durchgeführt ist: Die junge Generation vokalisiert auf dem Gesamtgebiet zu 90 oder mehr Prozent, die ältere kaum weniger (1997: 34ff.). Wenn nicht vokalisiert wird, realisieren die Sprecher ein "gewöhnliches" [l]; nur im Schwarzseetal gibt es noch alte Leute, die ganz selten einmal ein ausgeprägt velarisiertes [ɫ] hören lassen (Piller 1997: 39). Die Stadt Freiburg allerdings verhält sich auffällig abweichend; sie wird im folgenden vernachlässigt und zuletzt gesondert behandelt.

Die verfeinerte Versuchsanordnung zeigt nun auch, welche "Stile" dafür verantwortlich sind, dass der Wandel nicht zu 100% durchgeführt wird. Bei der Beschreibung von Bildern alltäglicher Gegenstände vokalisiert die alte Generation im Schwarzseetal "nur" zu 88,65%, alle andern Gruppen zu 98,3 bis 100%. In dieser Situation, die am ehesten einer ungezwungenen Gesprächssituation gleicht, hat der Wandel "sein Ziel" erreicht. Die nicht vokalisiert Realisierungen stammen vorwiegend aus lexikalischen Sonderbereichen, nämlich aus jenen Aufgaben, in denen die Gewährspersonen Fremdwörter (wie *fatal*, *steril*, *flexibel*) oder geographische Namen (wie *Basel*, *Kiel*, *Albanien* usw.) in ihrer Mundart auszusprechen hatten; in geographischen Namen wurde *l* am wenigsten vokalisiert, von "nur" 60% im Schwarzseetal bis zu 78% in Wünnewil. Der Wortschatz wird also nicht mechanisch vom Lautwandel erfasst, aber auch in den resistenteren Bereichen ist die junge Generation der ältern voraus. Der Prozess scheint somit weiterzugehen, er befindet sich jetzt im Bereich der obern Abflachung der bekannten S-Kurve, wo der Verlauf sich immer mehr verlangsamt.

In der Stadt Freiburg vokalisieren Piller Gewährspersonen im Gesamtdurchschnitt nur zu 50%. Das steht in offenem Widerspruch zum SDS, der vierzig Jahre früher in der Stadt ausschliesslich vokalisiertes *l* verzeichnete - dennoch sind es heute ausgerechnet die ältern Stadtfreiburger, die besonders wenig vokalisieren: Der Unterschied zwischen den Generationen in Bezug auf die Vokalisierung ist nirgends grösser als in der Stadt, wo er gegen 50% tendiert. Wie sind diese Widersprüche zu erklären?

Man könnte annehmen, dass der SDS seinerzeit zufällig eine Gewährsperson ausgewählt hat, deren Vokalisierungsverhalten untypisch für die Sprachgemeinschaft war - mit solchen Sprechern musste, wie FR 10 zeigt, damals immer gerechnet werden. Daraus könnte dann weiter geschlossen werden, dass in Wirklichkeit schon damals der geringe Vokalisierungsgrad galt, den Piller heutzutage feststellt. Dass die Stadt weniger vokalisiert als das Land, ist ja geradezu eine Konstante dieses Wandels, dem in allen Schweizer Städten Reste der Stigmatisierung als "ländlich" anhaften (vgl. Christen 1988: 207ff.). Erstaunlich bliebe aber nach wie vor der heute zu beobachtende grosse Generationenabstand, der eine alternative Interpretation nahelegt.

Es ist nämlich durchaus denkbar, dass sowohl der SDS wie Piller "recht haben". Das würde bedeuten, dass die Vokalisierung in der Stadt in den vergangenen vierzig Jahren einen Rückschritt erlitten hat. Als Grund dafür könnte die veränderte Situation der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe der Stadt Freiburg angeführt werden. Früher gehörten die Deutschsprachigen mehrheitlich den untern Schichten an und wohnten bevorzugt im populären Au-Quartier, das durch grosse Bevölkerungsmobilität gekennzeichnet war; Zuzüger stammten überwiegend aus dem Sensebezirk, sozialer Aufstieg war gewöhnlich mit

einem Sprachwechsel zum Französischen verbunden. Zwischen 1948 und 1975 hat das ehemals "proletarische" Au-Quartier einen dramatischen Bevölkerungsrückgang erlebt und sich seither zu einer bevorzugten Wohngegend gewandelt¹⁰; eine Quartierbindung der Deutschsprachigen ist kaum mehr zu erkennen, die Bevölkerungsgruppe erneuert sich jetzt zu einem wesentlichen Teil durch Zuzüger von ausserhalb des Kantons, ja von ausserhalb der Schweiz¹¹, und ihre Angehörigen sind auch in höhern Schichten gut vertreten. Die familiären Bindungen der städtischen Deutschsprachigen zum Umland sind deshalb gesamthaft schwächer als früher, und das Deutsch der Stadt setzt sich zusammen aus vielen unterschiedlichen Varietäten.

Der gegenüber dem SDS gesunkene Vokalisierungsgrad könnte somit den Einfluss entfernterer und sozial höher gewerteter Dialekte auf die Einheimischen widerspiegeln, und zwar vor allem auf die Ältern, die sich nicht nur eher an die alten Sprachzustände erinnern, sondern denen auch die alte Sozialstruktur noch in den Knochen steckt. Ein Resultat all dieser Umstände dürfte die Umkehr der traditionellen dialektgeographischen "Strahlungs"-Richtung sein: Die mehrheitlich französischsprachige Stadt hat ihre politische Zentrumsfunktion für den Sensebezirk eingebüsst, und auch ihre Bedeutung als schulischer Mittelpunkt ist geringer geworden. Die deutschsprachige Stadtbevölkerung ist zu schwach und sprachlich zu heterogen, um der Landschaft als Vorbild zu dienen. Was Freiburgerdeutsch ist, bestimmt heute das Land, unter seinem massiven Einfluss steht auch die junge städtische Generation - soweit sie überhaupt Freiburgerdeutsch sprechen will.

Immerhin: Was Henzen noch nicht wissen konnte, wissen wir nun: Der Wandel $l > [w]$ ist zu Ende geführt worden; in unsern Tagen setzt er sich auch bei der autochthonen jungen Generation der Stadt wieder durch, nachdem ihre Grosseltern Miene gemacht hatten, die einstmals bereits weit fortgeschrittene Vokalisierung wieder aufzugeben. Was um 1916 von der *apparent time* versprochen wurde, ist von der *real time* (aller Umwege zum Trotz) gehalten worden.

¹⁰ Gummy (1997: 159 ff.). Gummy zeichnet die Sozial- und Bevölkerungsgeschichte dieses Quartiers in den letzten hundert Jahren kenntnisreich nach. Die sprachliche Komponente kommt in seiner Darstellung allerdings etwas zu kurz, und die Ausführungen zur "Mischsprache" *Bolz* sind folkloristisch, doch verweist Gummy nicht nur auf die traditionellen Beziehungen der Bevölkerung zum Sensebezirk (1997: 24), sondern auch auf die Integrationsfunktion von Sprache und Herkunft für die fluktuierende Quartierbevölkerung (1997: 27).

¹¹ In der Volkszählung 1990 gaben z.B. 6,1% der deutschsprachigen Stadtbevölkerung an, nur hochdeutsch zu sprechen (in Bern waren das 3,8%).

4.

In vielen deutschen Mundarten kann ein mhd. nicht-runder Palatalvokal gerundet auftreten; der Lautwandel ist üblicherweise auf einzelne Wörter beschränkt, oft in mehreren Mundarten die gleichen, von denen einige ins Nhd. aufgenommen worden sind: *schwören* < mhd. *swern*. Obwohl bestimmte Lautumgebungen der Rundung besonders förderlich sind, verbreitet sich der Wandel offenbar über *lexical diffusion*.¹²

Zu den Besonderheiten des Senslerdeutschen gehört es, dass die Rundung ausser mhd. *ê* sämtliche Vordervokale ergreifen kann, mhd. *i*, *î* und *e*, *ei* (über > [e :]) prinzipiell in allen Wörtern, mhd. *ë* und *ie* eingeschränkter: *füne* 'finden', *pfüüffe* 'pfeifen', *bösser* 'besser', *Süüfa* 'Seife', *föscht* 'fest', *Müesch* 'Moos' (< ahd. *mies*). Am häufigsten ist die Rundung von mhd. *i*.

Henzen (1927: § 73) stellte ausgeprägte Variabilität der Rundung fest: Die gleichen Sprecher konnten die gleichen Wörter sowohl mit gerundetem wie mit ungerundetem Palatalvokal realisieren, allerdings unterschiedlich häufig, je nach den lautlichen Kontexten.¹³ Über die sprachintern konditionierte, aber freie Variabilität legte sich zusätzlich geographische und sozial bedingte: Zentrum der Rundung war das "Mittelland", nördlich davon kam sie nicht vor, im Süden seltener, und überall rundeten die jungen Sprecher häufiger als die alten.¹⁴

Trotz der Kompliziertheit der Verhältnisse könnte aus Henzens Beschreibung, analog zu den Verhältnissen bei *l*, Lautwandel in *apparent time* herausgelesen werden: Die Rundung palataler Vokale breitet sich aus, durch die *Sprache* (von Lautumgebung zu Lautumgebung, von Phonem zu Phonem), durch den *sozialen Raum* (von Generation zu Generation) und durch den *geographischen Raum* (von Ort zu Ort).

¹² Diese Verbreitungsart könnte darauf deuten, dass es sich um einen Wandel handelt, der einen hohen Grad von sozialer Bewusstheit aufweist (Labov 1994: Kap. 18, bes. S. 542).

¹³ Förderliche Umgebungen waren: Labiale, [ʃ] und seine Verbindungen, sowie [r], besonders als Affrikaten und Reibefortes (Henzen 1927: 89). In allen schweizerdt. Mundarten fördert nachfolgendes /l/ die Rundung, vokalisiertes /l/ hat in einigen Mundarten obligatorische Rundung zur Folge. Im rundungsfreundlichen Senslerdeutschen scheint erstaunlicherweise die Rundung vor vokalisiertem /l/ noch heute nicht obligatorisch zu sein. Auf die zusätzlichen Komplikationen durch die sich ebenfalls in unserm Jahrhundert rasant aber variabel ausbreitende *l*-Vokalisierung kann hier nicht eingegangen werden.

¹⁴ Für Bösinggen bringt Henzen (1924: 146) sogar Zahlenangaben für die Realisierungen beider Erscheinungen.

Der SDS bietet für das Studium dieser Veränderung Beispiele auf vielen Karten¹⁵, und er bestätigt Henzen weitgehend: Die Rundung der hohen Vordervokale ist für mehr Wörter und an mehr Orten belegt, als die Rundung der mittleren Vordervokale, aber praktisch für jeden Rundungsfall gibt es Orte (bzw. Gewährspersonen), die nicht oder bloss variabel runden.

Piller (1997) hat sich auch der Rundung angenommen, sie hat aber leider die etymologisch unterschiedlichen Fälle nicht getrennt. Immerhin werden die Übereinstimmungen und Abweichungen gegenüber Henzen deutlich. Im Unterschied zu 1916 zeigt die Rundung der hohen Vordervokale heute im Gesamtgebiet ungefähr die gleiche, hohe Häufigkeit um die 85%. Dagegen ist die Rundung der *e*-Laute 1996 wie schon 1916 im Oberland markant seltener belegt, aber immer noch sind die jüngern Gewährspersonen führend. Am wenigsten gerundet wird in der Stadt Freiburg (Piller 1997: 67f.).

Seit 1916 sind somit die geographischen Unterschiede bei der Rundung der hohen Vordervokale ausgeglichen worden: Der Wandel hat Fortschritte gemacht. Aber er ist überall variabel geblieben. Piller (1997: 73) rechnet mit stark individueller Prägung des Rundungsverhaltens; es gibt "rundungsfreundliche" Sprecher, die alle relevanten Vokale besonders häufig runden, und andere Personen, unter ihnen auch junge, die besonders wenig runden. Doch gibt es auch Sprecher, welche die hohen Vokale überdurchschnittlich häufig, die mittleren überdurchschnittlich wenig runden; die verschiedenen konsonantischen Umgebungen korrelieren nur noch bei den Mittelvokalen mit namhaften Unterschieden der Rundungshäufigkeit (Piller 1997: 82). Die Rundung hinterlässt viel weniger als die *l*-Vokalisierung den Eindruck eines zielstrebig zur Vollendung tendierenden Prozesses; die Parallelität zwischen *apparent time* und *real time* ist alles andere als eindeutig. In solchen Fällen langandauernder Variabilität lohnt es sich wohl, nach den Gründen für dieses Verhalten zu fragen.

Die Sensler Rundung wird zusätzlich zu allen besprochenen Problemen dadurch weiter kompliziert, dass sie phonologisch mit einer alten Entrundung der Palatalvokale konfligiert: *Fili* < *Füli* 'Füllen', *Getti* < *Götti* 'Pate', *Eel* < *Ööl* 'Öl' usf. Zu Henzens Zeiten hatte diese Entrundung als klares geographisches Zentrum die Mundarten des katholischen Seebezirks um Gurmels. Das nördlich anschliessende mittelbernisches geprägte Murtenbiet entrundete nicht, der südlich anschliessende Sensebezirk nur in einigen wenigen und immer den gleichen Wörtern. Henzen (1924; 1927: 86ff.) interpretierte diese Konstellation nach dem Reliktschema: Das Entrundungsgebiet um Gurmels wie die einzelnen entrundeten Wörter im

¹⁵ Die Auflistung der einschlägigen Karten entnehme ich Piller (1997) 30f.: SDS I 18, 30, 37, 39, 47, 48, 81, 160, 161, 162, 163; II 30, 39, 40, 46, 54, 59, 60, 65, 69, 81, 122, 188, 191; VI 140, 142, 179; VII 228.

Sensebezirk sind Überbleibsel einer ehemals konsequent entrundenden Mundart, die den gesamten deutschsprachigen Jura samt dem Murtenbiet und dem Sensebezirk umfasste und vielleicht sogar mit den heute noch bestehenden alpinen Entrundungsgebieten in Verbindung stand. Vom Jura weiss man, dass die Entrundungen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts über eine durchgreifende "Verbernerung" verschwunden sind (Baumgartner 1922: 66f.; Ris 1986). Auch im Sensebezirk wären demnach die Entrundungen rückgängig gemacht worden, die wenigen entrundeten Wörter wären Reliktwörter.

Die entrundeten Vordervokale waren mit den alten nicht-runden Vordervokalen lautlich zusammengefallen: *Vetter* wie *Getti* (usw.). Nach Henzen ist nun genau in diesem Phonemzusammenfall der Ursprung der Sensler Rundung zu suchen: Indem man (nach dem Vorbild der Nachbarmundarten) die runden Palatalvokale wieder herstellen wollte, sei man über das Ziel hinausgeschossen und habe auch die alten nicht-runden Palatalvokale hyperkorrekt mitgerundet. Unmittelbar an der Grenze zum Entrundungsgebiet um Gurmels stellte Henzen (1924) Variabilität sowohl der Rundung (Typ *füne* 'finden') wie der "Rückrundung" (Typ *Fili* > *Füli* 'Füllen') fest, aber der Anteil der "Rückrundungen" war nach seiner Auszählung immer höher als der Anteil der Rundungen. Dies war für ihn ein Indiz dafür, dass die "Rückrundung" in diesem Prozess führend ist und die Rundung der Palatalvokale "nachschiebt". Die Mischverhältnisse im Grenzgebiet deutete er als Symptom eben verlaufenden Wandels. Im Süden dagegen überleben einerseits nur noch einige wenige festgewordene Entrundungen (Typ *Getti*), und andererseits waren dort die Rundungen sowohl seltener wie auch weniger variabel; beide Tatsachen sprachen für Henzen dafür, dass die "Rückrundung" vor Jahrzehnten im Süden begonnen und deshalb dort bereits zu stabileren und dem "Normalschweizerdeutschen" entsprechenderen Verhältnissen geführt hatte.

Die Erklärung mit Hilfe des Phonemzusammenfalls könnte im Kern zutreffen. Sie vermag aber nicht zu erklären, warum die hyperkorrekte Rundung auf den Sensebezirk beschränkt geblieben ist, während dem Murtenbiet und den andern betroffenen Dialekten die "Rückrundung" etymologisch korrekt gelungen ist. Und warum haben die Sensler umgekehrt eine Reihe von nur bei ihnen entrundeten Wörtern vom Typ *Getti* nicht "rückgerundet"? Vor allem aber: Warum hat die Rundung der Vordervokale seit 1916 entgegen der von Henzen angenommenen Verlaufsrichtung Fortschritte gemacht?

Henzen sah hinter diesen Prozessen physiologische und psychologische Faktoren; zweifellos muss man auch die soziale Funktion von Rundung und Entrundung in die Überlegungen mit einbeziehen. Allzuviel Sicheres lässt sich zwar aufgrund der vorliegenden Daten nicht dazu sagen, doch kann der Vergleich mit den Nachbarmundarten Hinweise auf mögliche Erklärungswege geben.

Jene Fälle der Mittelvokalrundung, die bei Henzen noch nicht vorhanden waren¹⁶ (*Abröle* 'April', *Gröber* 'Gräber', *Chröps* 'Krebs', *möörke* 'merken', *Strööl* 'Kamm', *förtig* 'fertig', *wöle* 'wollen' [mhd. *wellen*], *Wöörmi* 'Wärme') vergrössern die sprachliche Distanz gegenüber den benachbarten Berner Mundarten. Die Beibehaltung der alten Entrundungen (*genne* 'gönnen', *mege* 'mögen', *Vegeli* 'Vöglein', *Getti* 'Pate', *felig* "völlig" usw.) hält die Distanz zu den benachbarten mittelbernischen Mundarten aufrecht. *Schwöschter*, von Henzen ungerundet als *Schweschter* notiert,¹⁷ oder umgekehrt *Chemi*, bei Henzen gerundet *Chömi*, sind "lautgesetzlich" widersprüchliche Neuerungen, doch sie gehorchen der gleichen soziolinguistischen Logik: Sie erhöhen den Abstand zum unmittelbar benachbarten Bernischen mit *Schweschter* und *Chömi* (SDS I,161; VII,158).

Die Realisierung der mittleren Palatalvokale hängt somit offenbar *auch* von einer Einschätzung des Resultats als "einheimisch" oder nicht ab, die Zustände der Nachbarmundarten werden sozusagen in die Grammatik inkorporiert, sodass sich die Sprecher in den konkreten Situationen entweder von "Bern" absetzen oder umgekehrt "Bern" annähern können.

Ich skizziere eine mögliche phonologische Analyse am Beispiel des kurzen Mittelvokals. Es liegt nahe, ein aus verschiedenen etymologischen Quellen gespiesenes Phonem /E/ anzusetzen, das variabel als [ɛ ~ œ] realisiert wird: /schwEschter/ als *Schwöschter* ~ *Schweschter*, /chEmi/ als *Chömi* ~ *Chemi*, /gEtti/ als *Götti* ~ *Getti*, /bEссер/ als *bösser* ~ *besser*, /chrEps/ als *Chröps* ~ *Chreps* usw. Die Varianten [ɛ ~ œ] sind auf eine Wortklasse beschränkt, zu der alle alten *e*-Wörter gehören, erweitert durch einige alte Entrundungen des Typs *Getti*. Daneben muss ein Phonem /ö/ postuliert werden, denn es gibt eine grosse Wortklasse, deren Mitglieder kategorisch (nicht-variabel) als [œ] realisiert werden, z.B. *Böck* 'Böcke'.

Beim Erwerb dieses Systems werden Wörter, die eine Variation [ɛ ~ œ] zeigen, dem Phonem /E/ zugewiesen, solche, die nur mit [œ] realisiert werden, dem Phonem /ö/. Die Lerner müssen somit die Variation korrekt analysieren; das gilt auch für den Erwerb innersprachlich konditionierter Variation (etwa von der Art der deutschen Auslautverhärtung). Entscheidend

¹⁶ Alle modernen Beispiele bei Piller (1997) 75ff. Bei den Langvokalen handelt es sich in der Regel um gedehnte alte Kürzen; altlanges mhd. *ê* scheint gegen die Rundung weiterhin resistent zu sein; es ist denkbar, dass die ehemals häufigere Diphthongierung der langen Mittelvokale (s. unten, Abschnitt 5) dabei eine Rolle spielt (so Henzen 1924: 146).

¹⁷ Henzen (1924: 148) weist ausdrücklich auf das völlige Fehlen der (anderswo) "weitverbreiteten Rundung" in *Schweschter* und einigen andern Wörtern hin.

für das Sensler System ist nun aber, dass offensichtlich nicht nur "eigensprachliche", sondern auch "nachbarsprachliche" Varianten dieser Klassifizierung unterworfen werden. Deshalb können Wörter, die im Bernischen, abweichend von der Sensler Hauptvariante, [œ] (*Schwöschter*) oder umgekehrt [ɛ] (*Chemi*) aufweisen, dem Phonem /E/ zugewiesen und variabel realisiert werden.

Prinzipiell gleich können die hohen Vokale beschrieben werden. Die wichtigsten Unterschiede bestehen darin, dass viel weniger ehemalige /ü/-Wörter durch alte Entrundung in die /I/-Klasse übergetreten und dort verblieben sind, dass dafür aber /I/ sehr viel häufiger durch [ʏ] realisiert wird, als /E/ durch [œ]. Eine solche Analyse setzt eine polylektale Grammatik voraus, mit allen einschlägigen Problemen, die durch die Aufweichung der Grenzen zwischen Systemen (z.B. Freiburg und Bern) und zwischen "Sprachlichem" und "Aussersprachlichem" (z.B. linguistischen und soziolinguistischen Realisationsbedingungen) verursacht werden.

Eine Tendenz zur "Rückrundung" ehemals entrundeter Vordervokale nach dem Vorbild der östlichen Nachbarmundarten könnte nach Henzens Theorie durchaus am Anfang des Rundungsprozesses gestanden haben. Dass es dabei zu einigen hyperkorrekten Rundungen kommen konnte, ist wahrscheinlich¹⁸, aber dies kann nicht allein die heute fast ausnahmslose Rundung der hohen Vordervokale erklären. Ein derart massives "Über-das-Ziel-Hinausschiessen" ist nur denkbar, wenn die Nachbarmundarten von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr als Vorbild wahrgenommen wurden, dem man sich annähern, sondern umgekehrt als Hintergrund, von dem man sich absetzen will. Die Rundung zumindest der hohen Vordervokale muss recht früh als "Marker" (Labov 1972: 179) der eigenen sprachlichen Identität wahrgenommen worden sein, die "Hyperkorrektur" kippte um in einen "Hyperdialektalismus" (Trudgill 1986: 66ff.). Über die Markerfunktion konnte die Rundung auch jene innersprachliche Abhängigkeit von der "Rückrundung" völlig abstreifen, die Henzen postuliert hatte; als unabhängiger Wandel konnte sie sozusagen wieder nach Süden zurückfluten und so den von Henzen angenommenen Rückgang der Rundungen im Süden umkehren.¹⁹ Der Erfolg der Rundung in den letzten Jahrzehnten und die einschlägigen

¹⁸ Die wenigen Fälle hyperkorrekter Rundung, die Baumgartner (1922: 69f.) in der "rückgerundeten" Jura-Mundart um Erlach feststellt, sind tatsächlich am einfachsten über die momentane Unsicherheit bei der Neuorganisation jenes Bereichs des Phonesystems zu erklären.

¹⁹ Runde Vordervokale sind "unnatürlicher" als nicht-runde, sie entstehen in der Regel, wie die Umlaute des Deutschen, als Assimilationen und werden, wie gerade die germanischen Sprachen und Dialekte zeigen, häufig wieder entrundet. Die senslerdeutsche Rundung der Palatalvokale ist so gesehen ein "unnatürlicher" Lautwandel, dessen Ursprung wirklich am elegantesten mit Henzen als hyperkorrektes Nebenprodukt der "Rückrundung" erklärt werden

Isoglossen, die den Bezirksgrenzen punktgenau folgen, beweisen, dass sie ihre Markerfunktion weiterhin und verstärkt ausübt.

Die Rundung der hohen Mittelvokale ist sicher später, sie kann linguistisch als Ausweitung des Verfahrens auf andere Phoneme verstanden werden (Haas 1978: 50f.). Ihre soziolinguistische Abgrenzungskraft ist allerdings etwas schwächer, da gerundete Mittelvokale im gesamten Schweizerdeutschen recht häufig sind - das könnte den zögerlicheren Verlauf dieses Wandels erklären helfen. In diesem Bereich führt das sprachliche Abgrenzungsbestreben zu phonetisch "widersprüchlichen" Entwicklungen, die aber als Markiertheitsumkehrungen leicht zu verstehen sind: Dort, wo die Rundung nicht abgrenzt, weil die Nachbarmundarten ebenfalls runden, wird die ungerundete Variante vorgezogen. Die seit Henzen zu beobachtende Ausweitung der Rundung auf weitere Phoneme, wie etwa auf /ɛ:/, steht wieder uneingeschränkt im Dienste der Abgrenzung, da Rundungen dieser Vokale bei allen Nachbarn unerhört sind.

Doch diese auf einer Absetzbewegung beruhende Variantenbereinigung wird immer nur teilweise erfolgreich sein können. Die sehr häufigen Rundungen und die selteneren Entrundungen sind zwar typisch senslerdeutsch und deshalb sicher zur sprachlichen "Selbstlokalisierung" geeignet; im Rahmen des Schweizerdeutschen sind sie aber auch entsprechend auffällig und stehen unter ständigem Druck der andern Mundarten, dem sich kaum ein Sprecher in allen Situationen entziehen kann. Dies sind die idealen Bedingungen dafür, dass ein variables Phänomen sich sprachintern und sprachextern ausbreiten kann, ohne aber in absehbarer Zeit die Chance zu bekommen, sich zu entvariabilisieren oder gar vollständig durchzusetzen. Dies sind auch die Bedingungen für das scheinbare Paradox, dass sowohl die traditionelle Rundung des Mittelvokals /ɛ/ (Typ *bösser*) und ihre "hyper-senslerische" Ausweitung auf den langen Mittelvokal /ɛ:/ (Typ *Wöörm*) wie aber auch Rückrundungen nach "gemeinschweizerdeutschem" Vorbild (*Getti* > *Götti*) in den gleichen, grenznahen Gebieten im Sensler Unterland am häufigsten vorkommen (Piller 1997: 77f.).

Das Rundungsverhalten der Stadt Freiburg passt in dieses Bild. Auch hier ist die Stadt, wie bei der Vokalisierung von *l*, nicht führend; im Unterschied zur Vokalisierung wird die Zurückhaltung gegen die Rundung auch von den Jungen geteilt, die nur wenig höhere

kann. Selbstverständlich ist auch die "Rückrundung" ihrerseits kein "natürlicher" Wandel, sie ist zu erklären als Angleichung an die bewahrten assimilatorisch bedingten Umlaute des (in dieser Beziehung extrem konservativen) Hochalemannischen und Standarddeutschen. Dass ein "unnatürlicher" und in der Region isolierter Wandel wie die Sensler Rundung einen so grossen Erfolg haben konnte, ist von Henzen nicht erwartet worden; er lässt sich auch nur über zusätzliche Funktionen der neuen Lautungen verstehen, über die Markerfunktion eben, die der Lautung gerade aus ihrer geographischen Isolation zuwächst.

Rundungswerte als die Ältern zeigen (Piller 1997: 67). Die Rundung gilt offensichtlich als ein Merkmal der Landmundart, das für die Städter aufgrund seiner Exotik wenig attraktiv scheint. Die seit 150 Jahren bestehende Trennung des Bezirks von seinem "natürlichen" Hauptort Freiburg beginnt sich immer mehr auch auf die Entwicklung unterschiedlicher sprachlicher Selbstbilder auszuwirken.

5.

Die mhd. langen Mittelzungenvokale \hat{e} \hat{a} \hat{o} sind im Senslerdeutschen häufig durch Diphthonge vertreten: *Seè, schönen, roet*. 1916 stellte Henzen hier "in jeder Beziehung schwankende Verhältnisse" fest (1927: 79). Auf dem ganzen Gebiet gab es keine Ortsmundart, die *nur* die Diphthonge kannte. Im Oberland waren sie am häufigsten; das verwundert nicht, sind die Diphthonge doch auch im ganzen westlichen Berner Oberland verwurzelt. Im Freiburger Mittelland hörte Henzen die Diphthonge etwas seltener, doch kamen sie sogar im Unterland bis und mit Gurmels vor. Überall waren sie am beliebtesten bei den Jungen, in Gurmels kamen sie nur bei ihnen vor. Henzens Darstellung des Befundes ist ein bewundernswert früher Versuch, sprachliche Variation nach den unabhängigen Variablen Ort, Geschlecht und Generation zu beschreiben, dem einzig die statistische Komponente fehlt (1927: § 69). Wiederum erinnert das Ergebnis an die Verhältnisse bei der *l*-Vokalisierung: Die Diphthonge breiten sich aus, von der jüngern Generation auf die ältere und von Ort zu Ort, nur dass die geographische Bewegung diesmal von Süden nach Norden führt.

Vierzig Jahre später kennt der SDS (I 95-104) keine Diphthonge mehr im Unterland, im Mittelland kommen sie gerade noch in Tifers und Wengliswil vor, selbst im Oberland sind sie nicht immer bezeugt. Und wie zu Henzens Zeiten wechseln sie fast überall mit den einfachen Langvokalen ab.

Heutzutage, wieder vierzig Jahre später, sind die Diphthonge auch aus dem Mittelland praktisch verschwunden. Falls der Befund Henzens von 1916 korrekt ist, und es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln, deutet alles darauf hin, dass wir es hier mit einem abgebrochenen, ja rückgängig gemachten Sprachwandel zu tun haben. Die "Umkehrung" ist in diesem Fall besonders störend, weil ihr aus mindestens zwei theoretischen Gründen die Zukunft gehören sollte: Es handelte sich bei der Diphthongierung $\hat{e} > [e\theta]$ usw. (linguistisch gesehen) um einen "natürlichen" Wandel, der (soziolinguistisch gesehen) bereits die Gunst der jungen Generation gefunden hatte (vgl. Haas 1978: 192 ff. mit Berufung auf Labov/Yaeger/Steiner 1972: 224). Es steht ausser Zweifel, dass auch hier, wie bei der Rundung, die Nachbardialekte

eine entscheidende Rolle gespielt haben, dass aber diesmal die Sensler Sprecher ganz anders auf diesen Druck reagierten.

Mit den theoretischen Implikationen solch "unnatürlichen", "exogenen" Lautwandels, der zum Ausgangspunkt zurückführt, möchte ich mich an dieser Stelle nicht beschäftigen (s. aber Haas 1993). Dagegen sei eine wissenschaftshistorische Bemerkung erlaubt. Die Diphthongierung der langen Mittelzungenvokale ist eine Besonderheit der alpinen Südwestecke des Sprachgebiets, aber kein Relikt uralter Sprachzustände, sondern ein Beispiele für die (vermutlich viel häufigeren) alpinen Neuerungen. Dennoch verfügt die Diphthongierung der Mittelvokale über alle Eigenschaften, die das Herz des Dialektologen höher schlagen lassen: Sie ist von der bestechenden Einfachheit spontaner Lautwandel, sie setzt den Freiburger Dialekt vom weniger "urchigen" Mittelbernischen ab und sie verheimlicht ihre alpine Herkunft nicht.²⁰

Seiner Liebe zu den Diphthongen verlieh Henzen in der spröden Art des Junggrammatikers Ausdruck: Er legte sie der Normschreibung in seiner Arbeit zugrunde; alle mhd. *ê æ* und *ô* erscheinen im ganzen Buche konsequent als Diphthonge. Dadurch erhalten diese Varianten ein Gewicht, das ihnen in der Sprachwirklichkeit nie zugekommen ist. Abgesehen davon, dass die Diphthonge relativ rezent sein dürften, waren sie nach Henzens eigener Beschreibung (1927: 79) freie Allophone der langen Mittelvokale.²¹ Diesen Status hatten sie schon in der Oberländer Version des Gleichnisses vom Verlorenen Sohn bei Stalder (1819: 305 f.), wo sie zwar belegt sind, aber nur in wenigen einschlägigen Fällen und nur für mhd. *ô: a große Hungersnoeth* (Lk 11.14), *denn my Sohn est toet gsî on est omhe zom Lebe choe, er est verloerna gsy on est omhe gfonena choe* (Lk 11.24). Die beiden zitierten Sätze enthalten je mehrere, aber zusammen fast alle einschlägigen Beispiele des Textes. Die Neigung des Übersetzers, die Diphthonge gehäuft auftreten zu lassen, spricht ebenfalls für den Allophon-Status: Kurz aufeinanderfolgende Vorkommen des gleichen Phonems werden mit dem gleichen Allophon realisiert.

²⁰ Zumindest nach der Interpretation Henzens (1927: 80); Ris (1986: 27) weist aber auf Relikte einer ähnlichen Diphthongierung im Berner Seeland hin und möchte statt mit Ausbreitung der Diphthongierung vom Berner Oberland her lieber mit unabhängigen Entwicklungen im Seeland, im Berner Oberland und ev. im Sensler Zwischenstück rechnen; das ist angesichts der "Natürlichkeit" des Wandels nicht auszuschliessen, v.a. wenn man die Diphthongierung als Übergangsstufe zwischen offenem und geschlossenem Langvokal ansieht (Haas 1978: 194). Für das Senslerdeutsche des 20. Jhs. aber ist nur noch der Zusammenhang mit dem Süden gegeben, und die "unnatürliche" Zurückdrängung der Diphthongierung erfolgt vom Norden nach dem Süden.

²¹ Dies schlägt Métral auch für Saanen im westlichen Berner Oberland vor (1970: 247).

Welche Auszeichnung die Erhebung zur Norm darstellte, wird besonders deutlich, wenn man Henzens Behandlung des vokalisiertem *l* vergleicht: Obwohl dieser Wandel damals weiter fortgeschritten war als die Diphthongierung, vernachlässigte ihn Henzen in der Schreibung vollständig, zweifellos deswegen, weil er ihn für eine ordinäre mittelbernerische Neuerung hielt.

Henzens Darstellung der Diphthongierung der Mittelvokale leidet deshalb, trotz aller Sorgfalt, unter einer gewissen Parteilichkeit, die den Diphthongen grösseres Gewicht zuweist, als sie verdient hatten: Das tatsächliche Bild wird schon dadurch verfälscht, dass man jede gehörte Diphthongierung getreu verzeichnet, ohne ihr relatives Gewicht in der Gesamtproduktion anzugeben. Trotzdem kann nicht daran gezweifelt werden, dass zu Henzens Zeiten die Diphthongierung geographisch weiter verbreitet und häufiger war als heute. Wir haben es tatsächlich mit einem rückläufigen Sprachwandel zu tun, mit einem Beispiel dafür, dass die Versprechungen der *apparent time* durch die *real time* nicht immer eingelöst werden müssen.

5.

*Aneli, wa giit öwi Hochzytsriis hii,
wen i di fraage tarf?
Wir gaa uf Obermunte,
ga danke für das Glück.*

Die drei skizzierten Beispiele zeigen, dass auch in Bezug auf den Sprachwandel die Haut des Bären nicht verkauft werden sollte, bevor er erlegt ist. Noch so schöne Verteilungen in der *apparent time* sind keine Garantie dafür, dass der Streit konkurrierender synchroner Varianten zwangsläufig mit dem Sieg der jüngeren enden wird.

Immerhin könnte die Sprachgeographie Hinweise geben, die den möglichen Ausgang der Auseinandersetzung etwas genauer abschätzen lassen. Die besprochenen Wandel gingen je von verschiedenen Regionen aus. Während die *l*-Vokalisierung ihren Ursprung im Nordosten hatte, kam die Diphthongierung der Mittelvokale aus dem Süden. Wollte man bloss aufgrund dieser beiden Veränderungen eine Verallgemeinerung wagen, könnte man die Regel aufstellen, dass Neuerungen aus dem Nordosten grössere Chancen haben, sich durchzusetzen. Das Oberland hat grössere Mühe, seine Neuerungen zu exportieren, gleichzeitig ist es die Region, die nördlichen Neuerungen am längsten widersteht - es ist eine typische konservative Sprachlandschaft. Selbstverständlich stehen hinter diesen "Raumgesetzen" evidente

sozioökonomische und bevölkerungsmässige Unterschiede zwischen den entsprechenden Regionen.

Die Rundung endlich wurde im Mittelland samt Giffers zum "Marker" umgedeutet, von hier aus setzte sie in der neuen Funktion zu ihrem Siegeszug an, und die Verbreitungsbilder für die Mittelzungenvokale lassen dies noch immer erkennen. Mittelländische Neuerungen scheinen in den letzten Jahrzehnten immer wichtiger für die sprachliche Selbstidentifikation der Sensler zu werden, aber sie können nicht unbedingt darauf zählen, sich gegen den Druck der Nachbarmundarten vollständig durchzusetzen. Auch wenn es ihnen gelingt, innersprachlich und aussersprachlich mehr "Marktanteile" zu gewinnen, sind sie Kandidaten für langandauernde Variation.

Diese "Raumgesetze" müssten durch die Untersuchung des Schicksals weiterer Varianten in der synchronen Sprache der Region gestützt werden. Eines aber scheint ausser Zweifel zu stehen: Entgegen allen Behauptungen auch der lokalen Sprachpflege ist das Senslerdeutsche nicht einfach eine passive Randmundart. Wie auf morphologischem Gebiet schon Götschmann und Catillaz gezeigt haben²², sind seine Sprecher immer wieder zur Bestätigung ihrer sprachlichen Identität willens und fähig; in unserm Zusammenhang haben dies besonders die gerundeten Vordervokale erneut deutlich gemacht. Aber auch ganz rezente Neuerungen weisen in die gleiche Richtung.

Die *l*-Vokalisierung wird von einigen noch heute als ein Fussfall der Deutschfreiburger vor einer Mode des mächtigen Nachbarn geschmäht. Seit etwa zehn Jahren fällt mir aber auf, dass manche Sensler sich nicht mehr mit der Vokalisierung von *l* > [w] à la Bernoise zufriedengeben. Immer häufiger hört man Formen wie *häüffe* statt *häuffe*, *zwöüf* oder gar *zwöif* statt *zwöuf* oder *zwòuf*. Anita Piller ist auch dieser Erscheinung kurz nachgegangen, die nach Vordervokal einschliesslich [æ] eintritt. Wiederum stellt sich als geographisches Zentrum das Mittelland um Tafers heraus, aber die neuen Formen kommen bereits auch im Oberland vor. Überall sind sie auf die junge Generation beschränkt (1997: 93ff.).

Wieder scheint ein Sprachwandel im Gange zu sein, wiederum eine "kreative" Umgestaltung fremder Anstösse. Nach unsern "Raumgesetzen" hat er alle Chancen, zumindest langandauernde Variabilität zu erreichen, wenn ihm nicht seine Unauffälligkeit sogar zum Durchbruch verhilft. Dazu könnte beitragen, dass die Vokalisierung von *l* > [ʏ ~ ɪ] die alternative, ebenso "natürliche" Entwicklungsmöglichkeit dieses Sonoranten darstellt²³, die

²² Referiert bei Christen (1993).

²³ Vgl. dazu Haas (1983) mit Literatur.

wir u.a. aus dem Mittelbairischen kennen; insbesondere gilt sie für die Region um München (Rein 1978: Gebiet A, B). Innerhalb des Schweizerdeutschen allerdings ist sie eine unerhörte Neuerung. Irgendwelche privilegierte Beziehungen des Senslerdeutschen zum Mittelbairischen wage ich allerdings selbst in der Festschrift Seebold nicht zu postulieren.

Literatur

- Baumgartner, Heinrich (1922): Die Mundarten des Berner Seelandes. Frauenfeld: Huber (= BSG XIV).
- Baumgartner, Heinrich (1940): Stadtmundart/Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie. Bern: Lang.
- Boschung, Moritz (Hg.) (1998): Sensebezirk 1848-1998. Freiburg: Deutschfreiburger Heimatkundeverein. (= Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde 64).
- Boschung, Moritz/Catillaz, Josef: Deutschfreiburger Mundarten. Freiburg: Freiburger Staatsbank 1985.
- Bürgisser, Max (1988): Die Jauner Mundart, in: Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde 55, 171-182.
- Christen, Helen (1988): Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz, dargestellt am Beispiel der *l*-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern. Wiesbaden: Steiner (= ZDL Beiheft NF 58).
- Christen, Helen (1993): Variationslinguistik und Dialektologie. Ergebnisse aus studienabschliessenden Arbeiten an der Universität Freiburg/Schweiz. Freiburg: Universitätsverlag (= Germanistica Friburgensia 15).
- Christen, Helen (in Vorb.): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen: Niemeyer.
- Dieth, Eugen/Schmid-Cadalbert, Christian (1986): Schwyzertütschi Dialäktschrift - Dieth-Schreibung. 2. Aufl. Aarau: Sauerländer (= Lebendige Mundart 1).
- Gauchat, Louis (1905): L'unité phonétique dans le patois d'une commune. In: Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festgabe für Heinrich Morf. Halle/S.: Niemeyer, 175-232.
- Gumy, Serge (1997): L'Auge au XXe siècle. Du bas-quartier à la vieille ville de Fribourg. Fribourg: Chaire d'histoire contemporaine, Université de Fribourg (= Aux sources du temps présent).
- Haas, Walter (1973): Zur *l*-Vokalisierung im westlichen Schweizerdeutschen. In: Dialekt als Sprachbarriere? Tübingen: Vereinigung für Volkskunde (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 33), 63-70.

- Haas, Walter (1978): Sprachwandel und Sprachgeographie. Untersuchungen zur Struktur der Dialektverschiedenheit am Beispiele der schweizerdeutschen Vokalsysteme. Wiesbaden: Steiner (= ZDL Beiheft NF 30).
- Haas, Walter (1983): Vokalisierung in den deutschen Dialekten. In: Werner Besch et al. [Hgg.]: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, 2. Halbbd. Berlin, New York: de Gruyter, 1111-1116.
- Haas, Walter (1993): Lautwandel, Lautersatz und die Dialektologie. In: Wolfgang Viereck (Hg.): Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990, Bd. 2: Historische Dialektologie und Sprachwandel. Stuttgart: Steiner (= ZDL Beiheft NF 75), 108-121.
- Henzen, Walter (1924): Einige Wechselbeziehungen zwischen Entrundung und Rundung. In: Festschrift Albert Bachmann – Zeitschrift für deutsche Mundarten 19, 145-148.
- Henzen, Walter (1927): Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk. Frauenfeld: Huber (= BSG 16).
- Hotzenköcherle, Rudolf (1962): Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bd. B. Bern: Francke.
- Hotzenköcherle, Rudolf (1985): Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Hg. von Niklaus Bigler und Robert Schläpfer unter Mitarbeit von Rolf Börlin. Aarau: Sauerländer (= Sprachlandschaft 1).
- Labov, William (1972): Sociolinguistic Patterns. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Labov, William (1994): Principles of Linguistic Change, Bd. 1: Internal Factors. Oxford: Blackwell (Language in Society 20).
- Labov, William/Jaeger, Malcah/Steiner, Richard (1972): A Quantitative Study of Sound Change in Progress. Philadelphia: US Regional Survey.
- Métral, Jean-Pierre (1970): Description phonologique du dialecte de Gessenay (Saanen). Étude synchronique et diachronique. Diss. Genf.
- Piller, Anita (1997): Sprachwandel im Sensebezirk, dargestellt am Beispiel der I-Vokalisierung und der Rundung der Palatalvokale. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Freiburg/Schweiz.
- Rein, Kurt (1974): Die mittelbairische Liquiden-Vokalisierung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 41, 21-37.
- Ris, Roland (1986): Die Mundart des Murtenbiets. In: Flückiger, Ernst u.a. (Hgg.): Murtebieter Bröchli. Mundarttexte aus dem Murtenbiet. Freiburg: Paulusverlag, 12-45.
- SDS = Hotzenköcherle, Rudolf u.a. (1962ff.): Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bern, Basel, Tübingen: Francke.
- Stalder, Franz Joseph (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Aarau: Sauerländer.

- Stucki, Karl (1917): Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Lautlehre und Flexion. Frauenfeld: Huber (= BSG 10).
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford: Blackwell.